

1

Es war ein Tag im Monat März. Der Frühling schickte seine Boten hinaus, um die Menschen zu erfreuen. Schon am frühen Morgen wehte ein angenehmes Lüftchen und das Thermometer zeigte bereits zwölf Grad. Ein Tag begann, an dem es Freude machte, aufzustehen.

»Nach dem Gong ist es sechs Uhr, heute ist Freitag, der 31. März«, hörte man aus dem Radio.

»Was uns wohl dieser Tag bringen wird?«, fragte sich Heinz Walther im Stillen. Der Maschinenbauingenieur in einem ehemaligen VEB-Betrieb in Leipzig und seine Frau Renate waren damit beschäftigt, alles für den kommenden Tag zu richten. Renate, eine gelernte Kindergärtnerin, war im gleichen Betrieb beschäftigt, ihr dreizehnjähriger Sohn Alexander ging noch zur Schule. Heinz, der sich ständig Arbeit mit nach Hause nahm, sortierte seine Unterlagen und steckte sie in seine Aktentasche. Frau Walther richtete das Frühstück und Alexander, nun ja, der bummelte so vor sich hin.

»Das Frühstück ist fertig«, rief Frau Renate und bat ihre zwei Männer, sich an den Tisch zu setzen. Der Tisch war reichlich gedeckt. »Schau mal, sogar das Brot bekommen wir jetzt eingepackt«, sagte sie.

Am Wetter oder gar am reichhaltig gedeckten Tisch lag es also mit Sicherheit nicht, dass Heinz Walther an diesem Morgen doch etwas verschlossen wirkte.

»Hast du was auf dem Herzen?«, fragte ihn seine Frau. »Ich weiß es nicht, aber hast du das gestern gesehen, na, ich meine den Besuch aus dem Westen?«

»Die dicken Autos waren ja nicht zu übersehen«, gab er ihr zur Antwort.

»Meinst du, dass das etwas zu bedeuten hat?«, wollte Renate

wissen. »Es könnte ja sein, dass die Herren das nötige Geld mitgebracht haben.«

»Die Besprechungen wurden ja auf allerhöchster Ebene geführt. Da bekam doch niemand etwas mit.«

Man wird uns sicher angenehm überraschen, dachte Renate. Den Gedanken auszusprechen traute sie sich jedoch nicht. Sie wandte sich dem Junior zu und fragte: »Alexander, was ist mit dir, wie lange hast du heute Schule, hast du auch deine Hausaufgaben gemacht?«

Der Junge wusste gar nicht, wie ihm geschah. »Nicht alles auf einmal«, sagte er, dann nahm er seine Schultasche und zeigte seine Hausaufgaben.

»Wenn wir nachher weg sind, vergiss nicht abzuschließen, wenn du das Haus verlässt.« Mit diesen Worten verließen sie nach dem Frühstück das Haus.

Es war jetzt sieben Uhr in der Früh, Renate und Heinz Walther setzten sich in ihren alten, für sehr viel Geld gekauften Golf und fuhren zur Arbeit. Zu diesem Zeitpunkt konnten sie es noch nicht ahnen, dass dieser Tag wohl der schwärzeste ihres Lebens werden würde. Vor den Werkstoren bemerkten sie ein reges Treiben. Fragte man jemanden, was denn geschehen sei, konnte einem niemand eine vernünftige Antwort geben. Die einen glaubten ans große Geld der Wessis, die anderen wiederum ahnten Böses. Plötzlich erschien der stellvertretende Betriebsleiter, Kollege Schachtner, ausgestattet mit einem tragbaren Lautsprecher, und forderte alle Kolleginnen und Kollegen auf, sich unmittelbar zur Werkskantine zu begeben, es sei eine Betriebsversammlung anberaumt worden.

»Was ist denn nun kaputt?«, fragte Renate ihren Mann, der ihr mit einer nicht zu überhörenden Bitterkeit zur Antwort gab: »Wir werden jetzt bestimmt alle freigestellt, um die blühenden

Gärten zu bepflanzen, von denen der Kohl in seiner Wahlrede sprach.«

Zunächst trat wiederum der stellvertretende Betriebsleiter Schachtner an das Mikrofon und begrüßte die Anwesenden mit den Worten: »Liebe Genossinnen und Gen..., Entschuldigung, liebe Kolleginnen und Kollegen natürlich, außerordentliche Situationen erfordern auch außerordentliche Maßnahmen. Wir, die Betriebsleitung, haben in den letzten Wochen weder Arbeit noch Mühen gescheut, für unseren Betrieb kompetente und kapitalstarke Partner zu finden. Leider ohne Erfolg. Wie es Ihnen allen wohl nicht entgangen sein dürfte, haben wir nun seit gestern Besuch von der Treuhand aus Berlin. Leider brachte eine auch noch so sorgfältig vorbereitete Betriebsbesichtigung nicht den gewünschten Erfolg, es tut mir leid!«

Anschließend übergab er das Mikrofon an einen Herrn im blauen Nadelstreifen, den er wie folgt vorstellte: »Es spricht nun zu Ihnen Herr Dr. Kaltherz von der Treuhand Berlin.«

»Meine sehr geehrten Damen und Herren«, begann dieser, »ich bin von der Treuhand beauftragt zu überprüfen, ob dieser Betrieb eine Chance hat zu überleben.«

Da ertönte ein Zwischenruf: »Unsere Auftragsbücher sind doch voll.«

Dr. Kaltherz hielt inne: »Ja, Sie haben recht, aber die vorliegenden Aufträge wurden allesamt mit Ostblock-Staaten abgeschlossen. Diese Länder können aber zurzeit nicht in Deutscher Mark bezahlen. Das heißt, die dem Betrieb vorliegenden Aufträge sind wertlos. Ich muss Ihnen leider die schlechte Nachricht überbringen, dass auch dieser Betrieb abgewickelt wird. Das Arbeitsamt ist bereits unterrichtet worden. Bitte melden Sie sich dort, um die notwendigen Formalitäten für Ihre Arbeitslosigkeit zu erledigen. Ich danke Ihnen.«

Mit hängenden Köpfen verließen die Mitarbeiter das Betriebsgelände. Auch Renate und Heinz Walther fuhren niedergeschlagen nach Hause.

Gut eine Stunde hatte Alexander noch Zeit. Wie nicht anders zu erwarten, beschäftigte er sich mit der Fußballbundesliga. Schade, dass Leipzig keinen Verein in der Bundesliga hat. Er war ein wenig traurig darüber, konnte er doch früher zu »Lok« Leipzig gehen und dort Fußball der höchsten Spielklasse sehen. Na ja, dachte er sich, vielleicht schaffen sie es ja in ein paar Jahren. Die Stunde verging sehr schnell und Alexander machte sich auf den Weg. Wie von der Mutter ermahnt, schloss er die Tür ab und marschierte los, es war ja so ein wunderschöner Tag. In der dritten Stunde stand Aktuelle Geschichte auf dem Lehrplan. Im Zuge der Eingliederung hatte Alexander seit drei Tagen einen Lehrer aus dem Westen, genauer gesagt aus Hof in Bayern. Stöckle war sein Name. Er erklärte den Schülern gerade den Unterschied zwischen den zwei politischen Systemen und stellte dabei die Vorteile der Demokratie besonders heraus. Vor allem aber machte er auf die wirtschaftlichen Vorteile aufmerksam und erklärte der Klasse, dass es von nun an besser werden würde, so wie es der Bundeskanzler in seiner Wahlrede gesagt hatte: »Es werden blühende Gärten entstehen.«

Kaum fähig, etwas zu tun, zwang sich Renate, das Mittagessen für die Familie herzurichten. Es war zwischenzeitlich zwölf Uhr dreißig und sie erwartete Alexander aus der Schule zurück. Es dauerte nicht lange, da konnte sich die Familie an den Mittagstisch setzen.

Alexander, von den verlockenden Prognosen des Lehrers noch ganz aufgewühlt, setzte sich mit einem strahlenden Gesicht an den Tisch. Ohne auf das Gesicht der Eltern zu achten, begann er sein neues Wissen loszuwerden. »Könnt ihr euch vorstellen, dass wir alle bald so leben wie die im Westen?«, sprühte es aus

ihm heraus. Renate und Heinz Walther hoben die gesengten Köpfe und schauten den Jungen an. Erst jetzt merkte dieser, dass seine frohe Botschaft gar nicht wahrgenommen wurde. »Was ist mit euch?«, fragte er.

»Ja, mein Junge«, antwortete sein Vater. »Es wird sich bei uns alles ändern.«

Renate Walther schaute den Jungen an und sagte: »Wir haben heute unseren Arbeitsplatz verloren. Der Betrieb wird abgewickelt, er ist nicht mehr lebensfähig, so wurde es uns heute gesagt. Wir haben also kein Einkommen mehr und sind auf die Almosen vom Staat angewiesen. Den Gürtel müssen wir nun sehr, sehr eng ziehen.«

Mit diesen Worten war nun die Stimmung in der Familie auf dem absoluten Nullpunkt angekommen. Kaum jemand konnte auch nur einen Bissen zu sich nehmen.

Frei nach der Empfehlung, über alles erst einmal eine Nacht zu schlafen, begannen die nüchternen und notwendigen Überlegungen am anderen Morgen. Renate und Heinz Walther setzten sich Prioritäten, nach denen sie vorgehen wollten. An erster Stelle stand das künftige Einkommen. Das heißt, es musste das Arbeitsamt aufgesucht werden, um alle Formalitäten für das Arbeitslosengeld zu erledigen. Wo sich die Familie Walther auch umhörte, alle anderen hatten die gleichen Probleme. Hoffnungslosigkeit und Frust machten sich breit. Heinz Walther konnte es immer noch nicht glauben, dass sein Betrieb, in dem er so viele Jahre gearbeitet hatte, einfach so dichtgemacht wurde. Wir leben doch in einer Demokratie, dachte er, und in einer Demokratie hat doch ein jeder Anspruch auf einen Arbeitsplatz. Aber Heinz Walther war ja auch Ingenieur, und als solcher wusste er, dass alles, was geschaffen werden soll, nicht ohne Kapital realisiert werden kann. Seine Firma, ein Betrieb mit fünfundachtzig Mitarbeitern, müsste doch irgendwie zu retten sein. Walther entschloss sich, noch einmal zu den führenden Leuten seiner Firma Kontakt aufzunehmen.

Gesagt, getan – die drei ehemals leitenden Mitarbeiter und Heinz Walther kamen zusammen und erarbeiteten einen Plan zur Fortführung des Unternehmens. Man berücksichtigte dabei auch, dass der Betrieb um einige Mitarbeiter schrumpfen müsse. Aufwendige und unproduktive Posten wie Pförtner, Werkschutz und noch einige andere wären zu streichen, auf diese Weise könnten die Lohnkosten erheblich gesenkt werden. Heinz Walther erinnerte seine drei Kollegen daran, dass er noch aus früheren Zeiten einige Konstruktionen zur Herstellung von Einkaufswagen und anderen fahrbaren Untersätzen in seiner Schublade habe, die zu DDR-Zeiten verworfen worden waren.

Mit dem Sanierungsplan und den Konstruktionsplänen im Gepäck setzten sich die vier Herren Schachtner, Rabe, Rück und Walther in Richtung Berlin in Bewegung.

Renate Walther war indessen nicht untätig. Zunächst versuchte sie, anderweitig einen neuen Arbeitsplatz zu finden. Sie musste aber sehr schnell feststellen, dass sie nicht den Hauch einer Chance hatte, in ihrem Beruf als Kindergärtnerin zu arbeiten. Sie merkte zu ihrem Entsetzen, dass ihr doch so geliebter Beruf flüssiger als Wasser war: Er war überflüssig. Dies war für sie nicht zu verstehen und ihre Enttäuschung war groß. Nun gut, dachte sie sich, wenn nicht als Kindergärtnerin, dann mach ich eben etwas anderes, Hauptsache, es kommt Geld in die Haushaltskasse. Renate Walther ging zum Arbeitsamt, um dort irgendetwas angeboten zu bekommen, selbst eine Putzstelle wäre ihr angenehm gewesen. Sie kam zum Arbeitsamt und dort aus dem Staunen nicht heraus. Eine Schlange von fünfzig Metern Länge stand vor ihr. Das hatte sie nun doch nicht erwartet. Sie fasste sich ein Herz und blieb stehen. Irgendwann werde auch ich wohl drankommen, dachte sie sich.

»Haben Sie denn schon eine Nummer gezogen?«, fragte sie die vor ihr stehende Frau.

»Ach du lieber Gott, das auch noch.« Renate ging und holte sich eine Nummer, es war die Dreiundachtzig.

Nach viereinhalb Stunden stand sie erschöpft im Zimmer des Arbeitsvermittlers.

»So, und was kann ich für Sie tun?«, war die Frage.

»Ich bin ohne Arbeit, Kindergärtnerin ist mein Beruf, ich nehme aber auch jede andere Arbeit, wenn Sie nur für mich etwas haben.«

»Gute Frau, woher soll ich Arbeit nehmen, wenn keine vorhanden ist. Ich nehme aber Ihre Personalien auf, damit es das nächste Mal schneller geht.«

Alexander war ein aufgeweckter Junge, auch wenn er so manches Mal vor sich hin träumte und den lieben Gott einen guten Mann sein ließ. Wenn es aber darum ging, Probleme zu verstehen, dann war er, im Rahmen seines Alters, immer dazu bereit. Er erkannte schnell, mit welchen Problemen sich seine Eltern gerade herumschlagen mussten. Mit seinen dreizehn Jahren war er alt genug, um zu erkennen, wo der Weg hinführen könnte. Das schöne Häuschen, noch zu DDR-Zeiten gekauft und natürlich noch nicht bezahlt, sein schönes Zimmer – sollte das alles verloren gehen? Den Eltern gegenüber traute er sich nicht, dieses Thema anzuschneiden. Im Unterricht bemerkte auch Lehrer Stöckle das geänderte Verhalten von Alexander. »Junge, was ist mit dir?«, fragte er.

Zuerst war Alexander verschlossen, er konnte keinen Laut von sich geben, dann aber löste sich die Zunge: »Das kann wohl doch nicht so das Wahre mit der Demokratie und dem Kapitalismus sein. Wenn ich sehe, wie mit meinen Eltern umgesprungen wird, dann wird mir angst und bange. Was wird mit unserem Haus, mit meinem schönen Zimmer, dem Garten, wir waren doch so glücklich!«

Lehrer Stöckle stand dem Jungen und der ganzen Klasse wie versteinert gegenüber. Was sollte er dem Jungen, ja der ganzen Klasse sagen? Denn den meisten Eltern erging es doch ebenso.

6

In Berlin versuchte das Kollegenquartett, einen Termin bei der Treuhand zu bekommen. Man erkundigte sich zunächst, welche Abteilung für sie zuständig sei, und – oh Wunder – das Schicksal schlägt doch seine eigenen Haken: Auf dem großen langen Flur der Treuhand-Behörde wurde Heinz Walther plötzlich mit den Worten »Was machst du denn hier?« angesprochen. Heinz schaute hoch und erkannte seinen alten Schulfreund Klaus Schreiner.

»Mensch, Klaus, wie hat es dich denn hierher verschlagen. Du bist doch damals in den Westen rübergemacht. Und jetzt wieder hier?«

»Meine Landesregierung hat mich für die Zeit bis zur endgültigen Abwicklung nach hierher abkommandiert. Jetzt sage du mir doch einmal, was du hier machst, ich habe dich hier noch nie gesehen?«

Die drei mitgereisten Kollegen standen wie angekettet. Es traute sich niemand, auch nur einen Ton von sich zu geben. Heinz Walther hingegen dachte so für sich: Leistungssportler hätte man sein müssen, dann wäre man auch auf die andere Seite gekommen.

Klaus Schreiner wollte nun mehr wissen. Er fragte in die Runde: »Was kann ich denn für euch tun?«

Die vier, vor Erstaunen steif und stumm, mussten erst einmal Luft holen, dann fragte Heinz: »Hast du hier eine Möglichkeit, wo wir dir unser Problem erläutern können?«

»Aber natürlich, kommt bitte mit!« Klaus Schreiner führte das Quartett in sein Büro und forderte sie auf: »Bitte meine Herren, nehmen Sie Platz!«

Heinz Walther übernahm nun die Initiative, ließ sich von seinen Kollegen die Unterlagen geben, breitete sie aus und be-

gann mit seinen Erläuterungen. Klaus Schreiner war ein aufmerksamer Zuhörer. Der Bericht dauerte gut eine Stunde. In dem Gefühl, das Beste gegeben zu haben, schauten nun alle vier Herren auf Schreiner.

Dieser stand auf, ging zu seinem Telefon und ließ sich die Akte der Metallwerke kommen. »Dann wollen wir mal schauen, was uns diese Akte zu sagen hat. Ihr habt hier ja schon vor einigen Wochen einmal vorgesprochen«, bemerkte er. Klaus Schreiner studierte die Akte sehr sorgfältig, dann wandte er sich seinem Schulfreund zu und sagte: »Heinz, ich möchte dir ja sehr gerne helfen, aber nach diesen Unterlagen kann und muss ich mich den Ausführungen und der Einschätzung des Herrn Dr. Kaltherz anschließen. Es tut mir wirklich leid.«

Mit gesenktem Haupt erhoben sich die vier Bittsteller.

»Habt ihr denn schon einmal über eine andere Lösung nachgedacht?«, fragte Klaus Schreiner noch einmal aufmunternd.

»Wie meinst du das?« Heinz Walther schaute ihn groß an.

»Na ja, ich dachte an einen Partner oder an jemanden, der den Betrieb übernimmt. In dieser Richtung habe ich schon die eine oder die andere Nachfrage und diverse Mittel stehen da auch zur Verfügung. Was haltet ihr denn davon?«

Waren die vier Herren vorher weiß wie der Kalk an der Wand, so erröteten sie jetzt wie ein Feuerball.

»Nun setzt euch mal wieder hin«, ermunterte Klaus Schreiner sie. »Ich will euch jetzt einmal meinen Lösungsvorschlag unterbreiten. Hört bitte gut zu.« Voller Neugier darauf, zu erfahren, was denn wohl jetzt auf sie zukäme, lauschten sie den Worten des Herrn Schreiner. »Sollte es mir gelingen, für euch einen Partner zu finden oder gar ein Unternehmen, das an einer Übernahme interessiert ist, werde ich mich umgehend melden.«

Das wäre wohl die Lösung, dachte Heinz Walther.

»Natürlich sollte dieser Partner eine Produktpalette haben, in der eure Produkte einfließen könnten. Bei euch – und davon

müsstet ihr ausgehen – vollzieht sich dann der Wandel von der Planwirtschaft zur freien Wirtschaft. Grundlegende Einschnitte werden die Folge sein. Ihr müsstet euch also darauf einstellen, dass das Unternehmen ein anderes neues Gesicht bekäme.«

Heinz Walter pflichtete ihm bei: »Wer das Geld gibt, hat nun mal das Sagen.«

»Um dieses nun alles abzurunden, ich will euch helfen. Ich werde meine Augen offen halten und an euch denken. Versprechungen kann ich natürlich keine machen. Es kann sein, dass ich schon bald einen Interessenten habe, es kann aber auch sein, dass es noch ein paar Wochen dauert ...«

Irgendwie erleichtert und auch gelöst waren die vier jetzt schon. Heinz ging zu seinem Schulfreund, bedankte sich und bat ihn darum, mit ihm in Kontakt zu bleiben. Auch die Herren Schachtner, Rabe und Rück verabschiedeten sich mit Dank von Herrn Schreiner, wobei Rabe die Bemerkung machte: »Vielleicht war unsere Reise doch nicht umsonst.«

Das Quartett verließ das Gebäude der Treuhand und steuerte, ohne vorher auch nur ein Wort zu verlieren, das nächste Restaurant an. Man wollte noch etwas zu sich nehmen und ein kühles Bier sollte auch dabei sein. Der Film vom heutigen Tage sollte noch einmal an ihnen vorüberziehen. Nachdem man zu Abend gegessen hatte, wurde darüber diskutiert, wie sich wohl alles weiterentwickeln könnte.

»Meinst du, Heinz, der kann wirklich etwas für uns tun?«, fragte der Kollege Rück. Er war zu DDR-Zeiten Betriebsleiter und auch Parteigenosse gewesen, außerdem hatte er die Gabe, immer den Finger in das richtige Loch zu stecken. Schon damals setzte er seine eigenen Interessen vor die des Betriebes. Den Gerüchten zufolge soll er sogar einmal von der Partei ermahnt worden sein, und das wollte bei solchen Leuten schon etwas heißen.

In der Regel sucht Renate Walther das Arbeitsamt alle vierzehn Tage auf, so auch heute. Irgendwie müssen sich die Zeiten geändert haben, dachte sie so für sich, früher schaute man auch zu mir hin, aber heute fressen mich die Männer bald auf, sogar der beim Arbeitsamt kriegt feurige Augen, wenn ich komme. Renate war eine äußerst attraktive Frau in den besten Jahren, hatte dunkelblonde Haare und eine tolle Figur. Mit ihren ein Meter und achtundsechzig wog sie gerade achtundfünfzig Kilo. Sie war einunddreißig Jahre jung, ihren Sohn Alexander hatte sie bereits mit achtzehn Jahren bekommen.

Gerade wollte sie das Haus verlassen, als der Briefträger ihr eine Karte vom Arbeitsamt überreichte. Sie nahm die Karte zur Hand und las: »Sehr geehrte Frau Walther, bitte haben Sie die Freundlichkeit und finden Sie sich am Dienstag, den Zweiundzwanzigsten um zehn Uhr dreißig zu einem Vermittlungsgespräch in Zimmer 34 ein. Mit freundlichen Grüßen, Arbeitsvermittlung Leipzig.«

Ja gibt es denn so was, dachte sich Renate. »Heinz«, rief sie, »es geschehen doch noch Wunder, ich habe eine Karte vom Arbeitsamt bekommen. Ich soll morgen um zehn Uhr dreißig dort vorsprechen.«

»Musst du wieder zu dem mit den feurigen Augen?« antwortete ihr Mann.

»Ja, aber der wird mich schon nicht fressen.«

»Na, hoffentlich hast du Glück, ich wünsche es dir von ganzem Herzen.«

Am anderen Morgen machte sich Renate auf den Weg, gespannt war sie auf alle Fälle. Beim Arbeitsamt angekommen, musste sie auch nicht so lange warten wie sonst.

»Guten Morgen, Frau Walther«, wurde sie freundlichst vom

Sachbearbeiter begrüßt. »Es ist gut, dass Sie so schnell kommen konnten. Ich glaube, ich habe etwas für Sie.«

»Machen Sie es nicht so spannend«, antwortete Renate.

»Sie kennen doch die frühere Gießerei Vorwärts?«

»Ja, die kenne ich«, antwortete Renate.

»Na sehen Sie, da sind wir doch schon ein gewaltiges Stück weiter. Zur Vorstellung gebe ich Ihnen eine Karte mit. Sollten Sie nicht angenommen werden, lassen Sie sich diese Karte bitte abstempeln mit dem Vermerk ›Nicht angenommen‹. Ach so, ich habe ja noch gar nicht gesagt, worum es sich handelt bzw. was die suchen ... eine Kindergärtnerin, ist das nicht toll! Wie dort die Bezahlung ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Ach ja, noch etwas, die Stelle ist zunächst für zwei Monate. Sehen Sie, jetzt habe ich doch noch etwas für Sie tun können.« Er schaute sie an: »Glauben Sie mir, ich habe es auch nicht leicht. Meine Braunschweiger Dienststelle hat mich hierher versetzt und meine Familie samt Häuschen ist in Niedersachsen. So hat jeder sein Kreuz zu tragen. Und immer hier alleine zu sein ist auch nicht angenehm. Oh, sollte ich Sie mit meinen privaten Dingen belästigt haben, dann entschuldigen Sie vielmals.«

»Nein, nein, vielen Dank für die Zuweisung. Hoffentlich habe ich Glück.«

Dann verabschiedete sich Renate und machte sich gleich auf den Weg. Zum Glück war es nicht allzu weit bis zur nächsten Haltestelle der Straßenbahn. Da kam auch schon die Linie zwölf, Renate stieg ein und löste einen Fahrschein bis zur Eisengießerei Vorwärts. Habe ich denn überhaupt meinen Personalausweis mit?, dachte sie, ohne den komme ich da doch gar nicht rein. Vor dem Eingangstor schaute sie sich um. Es war keine Volkspolizei mehr zu sehen, nur vorne im Häuschen saß der Pförtner.

»Guten Tag«, sagte sie, »ich komme vom Arbeitsamt.«

Dann zeigt sie ihre Karte, die der Pförtner sich ansah: »Ge-

hen Sie bitte dort in das graue Gebäude, in der ersten Etage ist das Lohnbüro, dort melden Sie sich, junge Frau.«

Schon eigenartig, dachte Renate, so etwas war früher nicht möglich, da bekam man immer einen Aufpasser mit, also haben sich die Zeiten doch stark geändert. Im Lohnbüro angekommen, grüßte sie freundlich und legte wieder ihre Karte vom Arbeitsamt vor.

Die Dame dort fragte: »Hat man Ihnen gesagt, dass diese Stelle nur für zwei Monate besetzt wird?«

»Ja, das weiß ich.«

»Leider muss ich Ihnen aber auch sagen, dass dieser Kindergarten dann geschlossen wird. Sie haben in diesen zwei Monaten noch zwölf Kinder zu betreuen.«

»Wie ist es denn mit der Bezahlung?«, fragte Renate.

»Nun, das hat sich auch geändert. Wir zahlen jetzt DM 6,00 in der Stunde. Wenn Sie damit einverstanden sind, können Sie morgen früh um sechs Uhr anfangen.« Die Lohnbuchhalterin zeigte durch das Fenster auf den Kindergarten und sagte: »Melden Sie sich dort bitte bei Ihrer Kollegin, sie betreut die andere Gruppe.«

Renate nahm die Stelle an, wenn sie auch über den niedrigen Lohn sehr erstaunt war. Dann verabschiedete sie sich und fuhr nach Hause.

Lehrer Stöckle hatte der Klasse mitgeteilt, dass er in der Deutschstunde am Mittwoch einen Aufsatz über Goethe schreiben lassen wolle. Als Überschrift hatte er vorgegeben: »Was weiß ich über Johann Wolfgang von Goethe?« Mit diesem Aufsatz wollte er einmal erkunden, was die Schüler über den großen Denker und Dichter wussten. Dieses Wissen wollte Stöckle nutzen, um festzustellen, mit welchem Schwierigkeitsgrad er im Unterricht beginnen müsse.

Alexander saß oben in seinem Zimmer und beschäftigte sich gerade mit Goethe. Er hatte sich aus dem Bücherschrank den »Faust« geholt und blätterte drin herum: »Habe nun, ach!, Philosophie, Juristerei und Medizin, und leider auch Theologie!, durchaus studiert, mit heißem Bemühn, da steh ich nun, ich armer Tor, und bin so klug als wie zuvor.«

Alexander wusste, dass sein Vater ein Goethe-Verehrer war. Ob ich ihn in der jetzigen Situation wohl darauf ansprechen kann, dachte er. Vati fühlte sich ja in Auerbachs Keller immer sehr wohl, das wusste Alexander.

»Vati, kannst du mir ein oder zwei Zitate aus dem »Faust« nennen, die auch fürs Leben wichtig sind?«

»Ja, das kann ich: »Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldener Baum« oder »Es ist so schwer, den falschen Weg zu meiden.« Der Vater wusste, dass diese Zitate es in sich hatten.

Der Tag ging zu Ende, Renate hatte nach ihrem Firmenbesuch noch einiges für das Abendessen eingekauft. Nachdem sie den Tisch gedeckt hatte, rief sie ihre beiden Männer. Es entwickelte sich eine spannende Unterhaltung. Zuerst erzählte Renate, dass sie für zwei Monate Arbeit bekommen hätte. Über die Bezahlung würde sie am liebsten gar nicht sprechen, sechs